
S.W.V. sei's Panier!
23 Juni 1881.
-EINIGKEIT-RECHT-FREIHEIT-



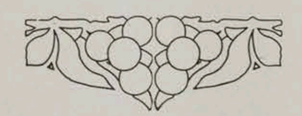
Monatsberichte

der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung

Festgabe

zum

dreißigsten Stiftungsfest





„Wir Alten."

Erinnerung soll heut das Szepter führen,
Wir sollen neu beleben, was verblüht,
Und in der Asche nach den Funken spüren,
Die einst der Jugend Uebermut versprüht,
Vielleicht auch gar an alte Wunden rühren,
An Wünsche, die vergebens uns durchglüht —
Kurz, sollen tun, was ältren Leuten schicklich,
Was ehrenvoller ist als recht erquicklich.

Ihr jungen Freunde, wollet doch bedenken,
Wie unser manchen wild das Leben zaust,
Wie mancher seine Barke sah versenken
Vom Sturme, der ihn unheilschwer umbraust,
Selbst denen, die verwöhnt von Glücksgeschenken,
Erhoben schien des Schicksals harte Faust,
Da plötzlich sie — soweit es noch vorhanden —
In ihrem Haar die Silberfäden fanden.

So laßt uns lieber auf euch selber blicken,
Der Hoffnung froh, der Zukunft zugewandt.
Noch soll uns nicht des Alltags Wust erdrücken,
Noch sind wir treu dem Ziele, das uns band,
Noch reichen wir mit ungebeugtem Rücken
Zum großen Menschheitskampfe euch die Hand.
Wo Jugendmut und Männerkraft sich einen,
Muß einst des Rechts, der Freiheit Sonne scheinen!

Leander, FW! A. H.

Wie die F. W. V. gegründet wurde.

1881 — ein heißer Juniabend. — Alles strömt nach getaner Arbeit ins Freie. Durch die Leipzigerstraße wälzen sich nach dem Tiergarten die Menschenmassen. Nur an dem damaligen Wassmannschen Bierlokal nahe der Ecke Charlottenstraße staut sich der Strom. In hellen Scharen begehren die Musensöhne dort Einlaß — nicht in den „herausgetragenen" Garten, sondern in den größten Saal der damals vielbesuchten Studentenkneipe — und werden von der urwüchsigen Gestalt des rotblonden Heilmann und andern Wachtposten mit Achselzucken zurück und in das benachbarte Lokal von Lauter, Charlottenstraße, hinübergewiesen.

Was war geschehen? Die Statutenkommission — Spangenberg, Stadthagen, Ganske, Morgenstern, Berg — hatten Namen und Satzung der F. W. V. im Auftrage einer kleinen Vorversammlung in der „Alten Post" in achttägiger mühevoller Arbeit fertig gestellt und nunmehr die Kommilitonen zur konstituierenden Versammlung zusammengerufen. Sie hatte aber die Rechnung ohne — den V. D. St. und ohne die Polizei gemacht. Diese, bekanntlich in der Zeit des Sozialistengesetzes keine sonderliche Freundin öffentlicher Versammlungen, war von den lieben Gegnern auf unser „staatsgefährliches" Beginnen aufmerksam gemacht und hatte wieder

einmal durch Sperrung des Wassmannschen Lokals eine Revolution im Keime ersticken wollen. Vergebens -- wie sagt doch Schiller:

„Das wissen wir, die wir die Gemsen jagen. Die stellen klug 'ne Vorhut auf, die spitzt das Ohr und warnt mit hellem Pfeifen, wenn der Jäger naht."

Die Vorhut hatte also klüglich ihre Pflicht getan. Die vereitelte Wassmannversammlung preßte sich bei 27° Glühhitze in dem stattlichen, bier- und rauchgeschwängerten Saal von Lauter. Ich hatte als Schriftführer bereits einen weißen Bogen erwartungsvoll vor mir ausgebreitet, um als Notar in spe die Konstituierung zu beurkunden. Spangenberg erhob sich zu fulminanter Begrüßungsrede, hatte aber kaum die Worte: „Meine Herren! ich eröffne . . . ." herausgeschmettert, als am Eingang die ritterliche Gestalt eines Polizeileutnants, begleitet von zwei Pickelhauben erschien, und mit dem bekannt melodischen Schnarrton die Versammlung für aufgelöst erkärte. Wir zerstreuten uns, wie es einem königlich preußischen Staatsbürger ziemt, gehorsam und schnell, jedoch nicht, bevor wir den betrübt nachblickenden Kellnern unser Kulmbacher bezahlt und ganz leise die Losung weitergegeben hatten: „Zelt 2!" — —

Bei schäumendem Lagerbier, sorglos im Schutz der freundlich blickenden, loyalen Gipsbüste des alten Kaiser Wilhelm saßen an jenem Abend die ehrsamen Bürger mit Weib und Kind in dem bekannten Zeltgarten, als nach dem Moltkeprinzip: „Getrennt marschieren, vereint schlagen" von allen Seiten aus dem Tiergartendunkel die zerstreuten Freiheitskrieger auftauchten, mit bewunderungswürdigem Elan durch das unbedacht offengelassene Gittertor in das Innere dieser Hochburg des Bierphilisteriums eiudrangen und unter fröhlicher Beihülfe der Kellnerbesatzung sich an einzelnen Tischen zu scheinbar gemütlicher Kneiperei niederließen. Wir sagen scheinbar — und dieser Schein wurde so glücklich gewahrt, daß das bald nach der Invasion am Gittertor Posto fassende polizeiliche Beobachtungskorps nicht die geringste Veranlassung zum Einschreiten fand — scheinbar, denn in Wirklichkeit wanderte von Tisch zu Tisch die Präsenzliste und es wurden gewichtige Beschlüsse gefaßt, wie man den noch immer nur auf dem Papier stehenden Embryo F. W. V. vor der Zange des polizeilichen Eisenbart bewahren und glücklich zur Welt bringen könne. —

Eine Kommission wurde ernannt — Stadthagen, Berg — welche die kitzlige Aufgabe erhielt, am nächsten Tage den ahnungslosen Rektor auf den bevorstehenden Konflikt der Universitätsbehörde mit der Polizei wegen ihrer Verletzung der studentischen Versammlungsfreiheit schonend vorzubereiten. Wir waren nämlich so naiv anzunehmen, daß es zwischen Rektor und Polizei noch zu einem solchen Konflikt kommen könne und dabei Magnifizenz die unbestreitbaren Rechte der Studentenschaft wahren werde und müsse. Glücklicher Optimismus der Jugend — wie sollte er enttäuscht werden! Indes haben wir bei der Affäre doch einige diplomatische Geschicklichkeit bewiesen. Pünktlich zur Sprechstunde erschienen wir beide im Bratenrock im Vorzimmer Sr. Magnifizenz, nachdem wir zuvor die Entwicklung des Angriffes sorgsam vorbereitet hatten. Rektor war damals Hoffmann, dessen Stellungnahme zu den wilden studentischen Parteikämpfen seiner Rektoratsperiode die denkbar schwächlichste war und dessen Gesinnung in allen Anilinfarben seiner berühmten Erfindung schillerte. Als Zweck unseres Kommens legten wir ihm sofort unsern Statutenentwurf vor und fragten ihn unter Verweisung auf dessen § 2 — Zweck der F. W. V. ist die Pflege der wissenschaftlichen Verbindung der Fakultäten und studentischer Geselligkeit unter Ausschluß von Religion und Politik — mit der harmlosesten Miene der Welt, ob gegen die Gründung eines solchen Vereins irgend etwas einzuwenden sei. Erst nachdem er dies — wie selbstverständlich — verneint hatte und damit die prinzipielle Genehmigung der Vereinsgründung gesichert war, erzählten wir ihm die Geschichte unserer polizeilichen Auflösung mit dem Ausdruck felsenfester Ueberzeugung, daß die Universität diese polizeiliche Einmischung in studentische Angelegenheiten gebührend zurückweisen werde. Polizei — Auflösung — Konflikt. — Bei jedem dieser drei Stichworte knickte die stattliche Gestalt des besternten Herrn Geheimrat sichtlicher zusammen, aber zurück konnte er nicht mehr. Er hatte uns ja eben die Unanfechtbarkeit der vor ihm liegenden Satzungen bedingungslos bestätigt. Seine einzige Bitte war: „Machen Sie mir mit der Polizei keine Unannehmlichkeiten. Berufen Sie um des Himmels willen keine neue große öffentliche Versammlung. Nur piano — pianissimo! rufen Sie ein paar Freunde zusammen, konstituieren Sie sich mit möglichster Geschwindigkeit und — lassen Sie sich in den ersten Sitzungen schlimmstenfalls polizeiliche Ueberwachung gefallen. Die Genehmigung Ihrer Satzungen soll unverzüglich erfolgen." Und so geschah's. Wir stürzten in den Universitätsgarten, wo etwa zehn Freunde bänglich auf unsern Bericht warteten, zogen von dort mit ihnen möglichst geräuschlos nach einem ziemlich obskuren Lokal in der Mittelstraße — Café Libera — omen in nomine. In einer halben Stunde war die Gründung vollzogen, in zwei weiteren Stunden die Prüfung des Universitätsrichters passiert und die Genehmigung des Rektors erlangt. Als wir bereits in den nächsten Tagen die erste Sitzung der Vereinigung mit der Eröffnungsrede Spangenbergs über „unsere Ziele" am schwarzen

Zum 30. Stiftungsfeste sei der F. W. V. auch
von mir eine sehr herzliche Begrüßung gewidmet und
zugleich mein inniger Wunsch ausgesprochen, daß sie durch
großmüthige Einheit, auch gegenüber dem Wechsel bis-
heriger studentischer Einrichtungen, dazu helfen möge,
den Aufstieg zu umfassenderen idealeren Gestaltungen
akademischen Gemeinschaftslebens zu fördern.

Professor Wilhelm Foerster.

Mai 1911

Brett ankündigten, war es, als ob die von finsteren Mächten gefesselte studentische Freiheit einen schweren Alb losgeworden wäre. Hunderte drängten sich zur Einzeichnung in unsere Mitgliederlisten. —

Wenn die dreißigjährige F. W. V. vielleicht nicht alles gehalten hat, was das Kind versprochen, dem einen Gedanken, aus dem die F. W. V. geboren und zu dessen Verwirklichung sie bestimmt war, ist sie auch heute noch treugeblieben: Der Bekämpfung der Reaktion und polizeilichen Bevormundung.

Richard Berg, F! A. H.

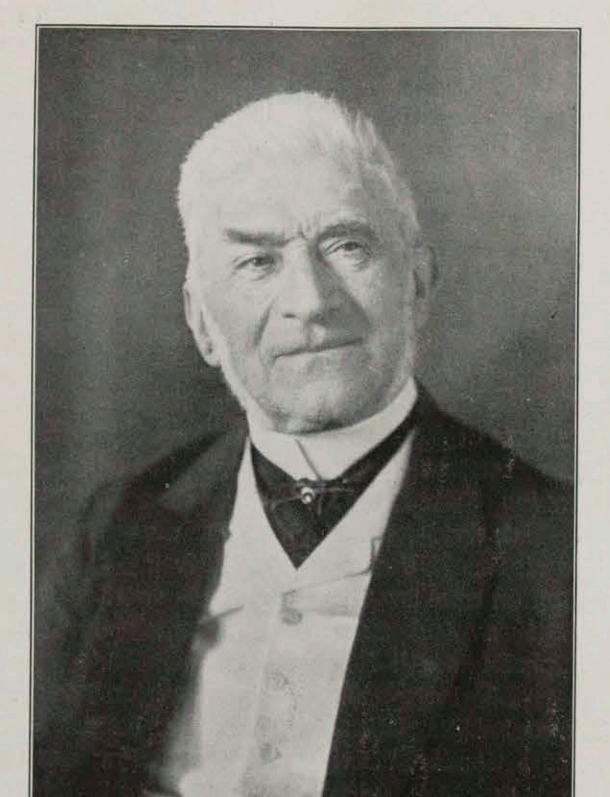
Aus der Wiegenzeit der F. W. V.

Ich sehe einen großen Saal mit nackten Wänden und langen Holztischen vor mir, an denen einige hundert Studenten, darunter ich selbst, sitzen. War es der alte Industriepalast in der Kommandantenstraße? War es jenes unsäglich trübe Vereinshaus in der Alexandrinenstraße, an dessen Stelle später das City-Hotel entstand? Ich weiß es nicht mehr — nur die Vorstellung von S oder SW verbindet sich mir mit dieser Erinnerung. Die Wände haben jenes verblaßte schmutzige Grau, das Anstrich wie Tapete sein kann, und in dem einen wie in dem andern Falle trostlose Nüchternheit aussendet; dasselbe trostlose Kolorit hat die Decke, der Fußboden, haben die vorhanglosen Fensterrahmen, und selbst die gewaltigen Scheiben scheinen zu gähnen und nur unwirsch das harte Licht der offenen Gasflammen widerzustrahlen. Der ganze Raum ein weitläufiges Beispiel für die jammervolle Geschmackverlassenheit, womit das Berlin des alten Wilhelm noch seine Nutzräume ausbaute, und, damit übereinstimmend, in den Gläsern, die vor jedem von uns stehen, eine abscheuliche gelbe Flüssigkeit, die das ohnmächtige Rachegefühl der damaligen Bevölkerung mit dem Namen „Dividendenjauche" belegt hatte.

Aber über der Menge der jungen Männer, die da in langen, parallelen Bankreihen zusammensitzen, zittert eine Erregung, ein Duft bewegter Herzen, der seine silbernen Flügel um die schamlose Gemeinheit dieser eisernen Beleuchtungskörper schlägt, sich verbreitet und selbst die schmutzige Oede dieser Wände verschleiert. Ein kleiner rundlicher, ruhig sprechender, doch nervös gestikulierender Jüngling hat sich erhoben und führt in sorgfältig gesuchten Worten aus, daß es die höchste Zeit sei, dem Gift des Rassenhasses zu begegnen, das immer stärker die Kreise der Berliner Studentenschaft durchsetze, seitdem ein fanatischer Hofprediger in plumper Aufreizung, ein einseitiger Historiker mit gewaltiger Wortkunst den leicht erregbaren nationalen Sinn der studentischen Jugend irre führen. Was seinen Worten das Gepräge gibt, ist ein verletztes Rechtsgefühl — ein Rechtsgefühl, das er, der damals stud. iur. Richard Berg hieß, später, als Berliner Rechtsanwalt und Wohlfahrtsapostel, noch manches liebe Mal zu betätigen Gelegenheit fand. Er schloß mit der Aufforderung, sich zu einem Bunde zusammenzutun, um dem organisierten Unrecht entgegenzutreten, das sich in dem V. D. St. verkörperte. — Mir ist damals von den Angehörigen des engeren Kreises, der diese Versammlung zusammenrief, immer Richard Berg als derjenige bezeichnet worden, in dem der Gedanke zum Zusammenschluß entstanden sei.

Nach ihm ergriff ein zarter, schlanker junger Mann das Wort, auf dessen zuckenden Zügen sich schon damals ein frühes Ende anzukündigen schien. Er sprach hastig, leidenschaftlich, etwas wirr und doch ergreifend, weil ergriffen. Es war Hugo Stadthagen, an dem sich denn auch bald, nach einer kurzen ärztlichen Laufbahn, das Geschick erfüllte. Noch zarter und schmächtiger, aber klarer, fast abgeklärt, hauchte Ludwig Breßlau, ein Bruder des bekannten Historikers, seine Klage über die Härte neudeutscher Entwickelung hin, die sein mimosenhaftes Gemüt bis zu seinem frühen Tode nicht verwinden konnte. Das vollkommene Gegenstück zu beiden war ein Redner von üppigen Dimensionen, ein Bild blühenden Fleisches, der unter hellblonden Haaren ein unbekümmertes Säuglingsgesicht wie von Milch und Blut zeigte, ein Riesenbaby, das einstmals ein vergnügtes feistes Pfäfflein zu werden versprach. Er wurde es übrigens nicht, er wurde ein fröhlicher Aesthet, der einige Jahre später als „Papa Heilmann" ein verhätschelter Liebling im Kreise jüngstdeutscher Poeten war; an theologische Art erinnerte nur die kurze, zweifelfreie Entschiedenheit, mit der er seine Dikta von sich gab, als ob er sagen wollte: locutus sum, causa finita.

Ihren Höhepunkt erreichte die Versammlung, als ein großgewachsener, aber trotz seiner jugendlichen Männlichkeit schon wie unter einer geheimen Last gebückt einhergehender Studiosus das Wort ergriff. Eine braune Mähne fiel ihm ungeordnet in die Stirn, ein schwacher brauner Schnurrbart zog einen kecken Strich durch das Gesicht, eine großschleifige bunte Kravatte flatterte um den Hals, und doch vermochte all dieses Zubehör der



Dreißig Jahre hat die F. W. V. mit der befreienden Macht des wissenschaftlichen Gedankens gegen Vorurteil und Gehässigkeit angekämpft. Möge sie in den folgenden Jahrzehnten im gleichen Sinne mit immer steigendem Erfolge weiter wirken zur Ehre des deutschen Namens und zur Wahrung der Einheit in wahrhaft deutscher Gesinnung.

Berlin-Friedenau, 17. V. 11.

Adolf Lasson.

Flottheit kaum den schwermütigen Eindruck seiner versonnenen Augen und seiner Träumerzüge wett zu machen. Es war Max Spangenberg. Er sagte nichts anderes, als die anderen gesagt hatten, aber er sagte es anders. Schon nach den ersten etwas hohl klingenden Worten ging es wie Fanfaren durch den Raum, zwang es jedes Getuschel nieder und alle Augen auf den Redner. Er überzeugte nicht, er riß fort; und nachdem er geendet, wäre bei diesem jugendlichen Auditorium jede weitere Erörterung überflüssig gewesen. Ich weiß darum auch nicht mehr, wer sonst noch sprach. Rechts von mir saß Maximus Mosse, der seinen Vornamen wahrscheinlich e contrario daher führte, daß er der jüngste einer zahlreichen Brüderschar war und ist, ungeachtet, daß auch ihm schon, dem beweglichen Justizrat, der Scheitel zu bleichen begonnen hat. In dieser Geburtsstunde unserer Freundschaft ahnte ich noch nicht, welch eine entscheidende Rolle der Name seines Geschlechtes in meiner kommenden journalistischen Laufbahn spielen sollte. Links von mir saß Hermann Sudermann, damals ein in seine dichterischen Entwürfe eingesponnener Schauer wunderbarer Gesichte, der wenig Sinn für Vereinsbestrebungen hatte und gerade mit seiner ersten Tragödie „Die Tochter des Glücks“ beschäftigt war, deren merkwürdige Schicksale ich vor Jahren einmal in Karl Emil Franzos' „Deutscher Dichtung“ erzählt habe. Mir gegenüber zwei des Literaturstudiums beflissene Knaben, vollständige Gegensätze, der eine, Hugo Ganske, immer begeistert im hohen Tenor sprechend, der andere, Georg Ellinger, kalt und scharf wie eine Messerklinge, mit einem frühen Baß überraschend. Jener ist mir vollständig aus dem Gesicht geschwunden, dieser hat sich durch eine tüchtige Monographie über E. T. A. Hoffmann bekannt gemacht. — Uns alle einte Spangenbergs flammender Aufruf in dem Entschluß, auf den Kampfplatz zu treten. An diesem Abend wurde die Gründung der F. W. V. beschlossen.

* * *

Die weitaus markanteste Persönlichkeit in dieser Frühzeit der F. W. V. war Spangenberg. Er war der geborene Redner. Er war es um so mehr, als ihm die Natur, wie manchem geborenen Redner, die äußeren Mittel der Rhetorik versagt hatte. Seine Erscheinung, obwohl kräftig und sympathisch, hatte doch nichts auf den ersten Blick Gewinnendes. Er hatte eine schlechte Haltung und kleidete sich salopp, sein Organ hatte etwas Hohles, wie aus einem Fasse Klingendes, und vor allem: dieser Mann dessen vornehmstes Werkzeug der Wirkung die Zunge war, stieß mit der Zunge an. Wenn er so bei großen Versammlungen der Studentenschaft auf dem Podium stand, wohl gar noch einen wollenen Shawl um den Hals gewickelt und, anscheinend hilflos, nach den ersten Worten suchte, um einen Zugang zum Gegenstand zu finden, war er das vollkommene Gegenbild seines hauptsächlichsten Widersachers, des stud. iur. utr. Greving, den der V. D. St. immer vorschickte, wenn es galt, der F. W. V. in einer Hauptaktion zu begegnen. Greving (was mag aus ihm geworden sein?) war (oder schien uns damals) das Ideal eines schneidigen und schlagfertigen Debatters. Von eleganter Haltung, schlank und kräftig wie eine Gerte, seine Sätze mit durchgebildetem Akzent klar abrundend und scharf pointierend, immer durchsichtig in seiner Gedankenentwicklung und selbst Widersprüche mit spielender Eleganz dialektisch auflösend (man behauptete damals, er sei ultramontan und Jesuitenschüler), übte er auf die leicht lenkbare Intelligenz seiner Zuhörer (auch der gegnerischen) tiefe Wirkungen aus. So manches Mal schien uns F. W. V.ern nach einer Grevingschen Glanzleistung unsere Sache schlecht zu stehen; doch immer gewannen wir unsere Zuversicht wieder, wenn Spangenberg erst in Fluß gekommen war. Er ließ sich nicht auf Widerlegungen ein, noch versuchte er zu überzeugen: er schüttete eine volle Menschenseele aus, ganz sicher mit allem Irrationellen, aber auch ebenso sicher mit allem brausenden Leben einer bewegten Menschenseele, — das war seine Macht. Nach einer halben Stunde waren alle Argumente der Gegner vergessen; man wußte nicht warum? — es war, wie wenn ein Wirbelwind sie wie dürre Blätter von der Erde weggefegt hätte. Wenn er so recht im Zuge war, mußte ich immer die Schillerschen Verse murmeln: Ein Regenstrom aus Felsenrissen, er kommt mit Donners Ungestüm.

Was uns Spangenbergs Persönlichkeit über seine Umgebung noch erhöhte, war, daß er in persönlichen Verhältnissen zu stehen schien, deren Romantik und ernste Fatalität weit über das hinausging, was im studentischen Lebensalter üblich ist. Ein Schimmer vom „problematischen“ Glanze Oswald Steins schien uns um seine Stirn zu schweben, und obwohl ich von seinen damaligen Geschicken nichts (oder nichts mehr) weiß, so war es mir (und uns anderen) doch deutlich, daß er an einer Last trug, die ihn zeitweise beugte. Auf der Kneipe ließ er sich tagelang nicht sehen. — Das Schicksal hat es nicht gut mit diesem eigentümlich begabten Menschen gemeint. Er, der der prädestinierte politische Redner war, wurde in die Journalistik verschlagen, wo er nie ganz heimisch werden konnte. Wenn er, dem der Worte, Wendungen und Bilder Fülle ungezwungen in die Rede strömte, die Feder ergriff, wurde er ungelenk, fast hilflos, und erreichte in den glücklichsten Stunden gerade den anständigen Durchschnitt.

Frei von Gehässigkeit gegen Mitmenschen anderer Überzeugung, mit wissenschaftlichem Sinne unablässig die Wahrheit suchend, brüderlich vereinigt in der Betätigung echter Herzensbildung, so mögen die Mitglieder der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung auch in den kommenden Jahrzehnten fortfahren, in dem Sinne ihrer Gründer zu wirken! Mit herzlichem Glückwunsch zur Vollendung des dritten Jahrzehnts

E. Lampe

In jenem Gründungsjahre der F. W. V. beſtritt Spangenberg faſt allein die redneriſchen Koſten unſerer Sache in der Oeffentlichkeit und führte ſie meiſt zum Siege. Wir hatten wenig Succurs von anderer Seite, und manchen, den wir lieber entbehrt hätten. Erfreulich war uns immer die aus feſtem Gerechtigkeitsſinn erwachſende Hilfe der (reformeriſchen) Landsmannſchaft Normannia, der (ſoviel ich mich entſinne) einzigen Couleur, die zu uns ſtand, nicht aus Liebe zu uns, ſondern aus Haß gegen den Geiſt der Zwietracht, den unſere Gegner unter der Studentenſchaft ausſtreuten. Ich ſehe das Bild vor mir, wie ihr damaliger Generalredner, ſtud. med. Eduard Heyl, ſich erhebt und, ſchon damals der Typus eines Reiteroffiziers, mit klingenden Schritten den Saal durchmißt, um auf dem Podium ſeine Erklärungen abzugeben, kurz, klar und beſonnen. Dann ſteigt er mit energiſcher Wendung vom Podium herab, und wieder mit klingenden Schritten geht er durch die ganze Länge des Saales zu ſeinem Platze zurück. Nie ſpricht er vom Platz aus, auch wenn er nur wenige Worte zu ſagen hat. Das wird damals vielen dieſes angenehme Jünglingsbild von ruhiger Entſchiedenheit ins Gedächtnis eingeprägt haben. Niemand hat mir, wie er, den Wert der Beſonnenheit fühlbar gemacht, da er, heute Sanitätsrat in Berlin, dieſe Tugend jahrelang bis auf den heutigen Tag in der Betreuung meines leiblichen Wohls und des der Meinigen als mein Hausarzt bewähren konnte.

* * *

Ein anderer Raum ſteigt vor meinem Auge auf, freundlicher als der die Geburtsſtunde der F. W. V. ſah. Es iſt Roſche an der Schloßfreiheit, unſer erſtes Hauptquartier. Das Haus lehnte ſich an die Schleuſenbrücke da, wo jetzt das rechte Viergeſpann des Nationaldenkmals ſteht. Die Kneipe beſtand aus zwei Sälen und etwa vier kleineren Zimmern, und wir waren damals ein ſo ſtattlicher Haufe, daß wir dem Wirt meiſt das ganze Lokal für den ganzen Tag abnehmen konnten, nicht zu vergeſſen eine eiſerne Spreeterraſſe, auf der ſchwächere Gemüter zu nächtlicher Zeit die Spreefiſche in Nahrung zu ſetzen pflegten. Hier fand die Konſtituierung der F. W. V. ſtatt. Zum erſten Vorſitzenden wurde natürlich Spangenberg gewählt; mir erwies man die Ehre, den Poſten des zweiten anzuvertrauen, wahrſcheinlich, weil ich eines der älteſten oder gar das älteſte Semeſter war; dritter wurde, wenn ich nicht irre, Heilmann. „Unſere israelitiſchen Kommilitonen“, wie Greving zu ſagen pflegte, waren auf Antrag Stadthagens vom Vorſtand ausgeſchloſſen, was man damals für eine feine Politik hielt. Die Geſchäfte verteilten ſich zwanglos derart, daß Spangenberg das Reſſort des Aeußern übernahm und mir das des Innern überließ. Das hatte für mich die nicht ganz erfreuliche Folge, daß ich monatelang die Kneipe kaum verließ, denn es galt, einen Verein von mehrern hundert Mitgliedern kampfmäßig zu organiſieren. Auch mußte das „W“ im Namen gerechtfertigt werden durch Einrichtung wiſſenſchaftlicher Vorträge, die wir in der Hauptſache ſelbſt beſtreiten mußten, da die Herrn Profeſſoren ſich uns gegenüber zunächſt noch abwartend verhielten; ſelbſt Mommſen, der uns die Ehre eines Empfanges in ſeinem Charlottenburger Heim erwies, beſchwor uns, an andere heranzutreten, „die nicht ſo decidiert Farbe gemacht hätten“. Es gelang uns, einige tüchtige Leiſtungen aufzubringen; ſo erinnere ich mich eines ausgezeichneten dokumentariſchen Vortrages von Wilhelm Fließ über „die Bedeutung des Symbols in der Völkergeſchichte“; auch Georg Heinitz, Fließens damaliger Pylades, heute Direktor des Moſſeſchen Erziehungsheimes und Wilmersdorfer Stadtverordneter, zeichnete ſich mit ſeinem ſcharfen mathematiſchen Kopfe im wiſſenſchaftlichen Betriebe aus. Ich erinnere mich an Leiſtungen des ſtillen Philoſophen Siegmund Auerbach, des Mediziners Julius Aſcher, der Juriſten v. Eck, Lublinski und Schubert, heute würdiger Juſtizräte; als glänzender Debatter in der Diskuſſion bewährte ſich Otto Morgenſtern, heute Gymnaſialprofeſſor in Gr.-Lichterfelde. Auch die Leitung der Kneiptafel war mir übertragen, und ich weiß nicht, welch ein böſer Genius mich zu dem Ehrgeiz verführte, als Erfinder auf dieſem Felde zu glänzen. Ich entwarf die Prozeßordnung eines Bierkonvents, die unzählige Paragraphen hatte, welche findiger Schikane erlaubten, eine Verhandlung vor dieſem Obergericht über Wochen auszudehnen. Berühmt durch ſeinen Scharfſinn in der Auslegung dieſer Paragraphen machte ſich der unverwüſtliche Humor Heino Bellings, den er ſich hoffentlich als würdiger Gymnaſialprofeſſor bewahrt hat. Eine ſchauerliche Erfindung, den „Mitternachtsbierjungen“, will ich nur ſchüchtern andeuten, um Simon Mayers zu gedenken, der ſich darin als wahrer Simſon bewies. Für mich hat dieſer Teil meiner F. W. V.er Wirkſamkeit eine entſcheidende biographiſche Folge gehabt: als das Jahr herum war, rührte ich hinfort kein Bier mehr an. Herrn Roſche aber, glaube ich, bin ich in dankbarer Erinnerung geblieben.

Die größte Leiſtung indes, die im innern Reſſort vollführt wurde, war die Eroberung der Akademiſchen Leſehalle. Sie war während des erſten Jahres der F. W. V. das hauptſächlichſte Streitobjekt zwiſchen ihr und dem V. D St. Die Eroberung gelang glänzend, wir konnten alle 10 Direktionspoſten beſetzen — durch welche Mittel, das im Einzelnen auszuführen, dazu noch heute, nach 30 Jahren, kaum die Zeit gekommen ſein. Ich will nur ſo viel ſagen: es war ein Vorgang, der ſich der all-

gemeinen politischen Bewegung eingliederte. Er war überreich an seltsamen Episoden, wovon eine sogar einem deutschen Dichter, der sich nach ausdauernder poesieerfüllter Gaudenz leider auch schon ad inferos versammelt hat, Otto Erich Hartleben, den Anstoß zu einem abendfüllenden Schauspiel gab. Unser Hauptquartier an der Schloßfreiheit war in jenen Tagen wie ein Bienenschlag; zu Hunderten und Aberhunderten strömten die Kommilitonen zu, die uns im Kampfe helfen wollten, und ich hatte mich mit einer Schar von Füchsen umgeben, die unermüdlich Adjutantendienste leisteten. Unter den jüngeren Leuten, die damals hervortraten und bereit waren uns älteren, die wir ins Philisterland abzurücken uns anschickten, die Zügel aus der Hand zu nehmen, erinnere ich mich natürlich nur weniger. Da war mein Leibfuchs Franz Oppenheimer, der später mit so großem Erfolge von der Medizin zur Nationalökonomie hinüberwechselte; Michel Placzek, heute, wenn ich nicht irre, Stadtvater von Posen; Hans Samter, ein stiller, musikalisch versonnener Jurist, der als Armenvater von Charlottenburg das rechte Feld für die Betätigung seiner vollen Seele und seiner organisatorischen Fähigkeit gefunden hat; Alfred Oehlke, der Held eines berühmt gewordenen Duelldramas, der seit Jahren die Breslauer Zeitung rühmlich leitet. Erwähnen will ich noch, daß beim Kampfe um die Akademische Lesehalle auch Ludwig Stein, unser ausgezeichneter philosophischer Freund, zum erstenmal bedeutsam im Bannkreise der F. W. V. hervortrat, in welchem er nie aufgehört hat, die Früchte seines Denkens und Forschens den jüngern Freunden darzureichen.

* * *

Ich habe nur eine kurze Zeit der Aktivität in der F. W. V. gehabt; zu viele Semester lasteten schon auf meinem Scheitel, als daß ich länger darin hätte weilen können; aber jene kurze Frist war mit so konzentriertem Leben erfüllt, daß ich sie immer als ein bedeutsames Glied meiner Vergangenheit empfunden habe. Ich bin ihr und der F. W. V. dankbar dafür, daß sie einen Sinn in mir erweckte, der in meinem späteren Leben entscheidend gewirkt hat, den Sinn fürs Organisieren, und daß sie mich mit einigen Freundschaften beschenkte, die drei Jahrzehnte durchgehalten haben und durchhalten werden, bis der große Schwamm uns wegwischt. Was wir uns freilich damals nicht zu träumen getraut hätten, ist, daß unsere Schöpfung ein so langes Leben haben würde. Aus der Not des Augenblicks geboren, scheint der Gedanke doch eine stärkere Keimkraft gehabt zu haben, als wir ahnen konnten. Durch die Jahre hindurch ist das Laub des Baumes, den er trieb, bald wohl dichter, bald schütter gewesen, aber nie hat ein jugendfrischer Saft in ihm zu zirkulieren aufgehört. Mag es immerdar so bleiben!

Otto Neumann-Hofer, F! A. H.

Aus den Kindheitssemestern der F. W. V. (1882, 1883).

Es war, wenn ich nicht sehr irre, Anfang des Sommersemesters 1883. Im vorhergehenden Wintersemester hatten wir noch 50 Aktive, die von den ursprünglichen 200 übrig geblieben waren. Ins Sommersemester traten wir mit 18 Aktiven und Mk. 1000.— Schulden, die aus den verschwenderischen Festen der ersten Semester der Vereinigung stammten. Mit diesen erfreulichen Aussichten übernahm ich die Kasse. Die Uebernahme machte allerdings keine Schwierigkeiten; Geld war nicht da und Bücher oder Belege auch nicht — außer den Rechnungen, deren Richtigkeit zu prüfen wir nicht einmal imstande waren. Was tun? Auffliegen unter Hinterlassung einer solchen Schuldenlast? Nach dem beispiellosen Erfolge der ersten Semester ein so unrühmliches Ende? Ausgeschlossen! Die alten Herren — es waren damals noch nicht gar so viele, und sie waren auch meist noch nicht in sehr einkömmlichen Stellungen — wollten uns helfen, wollten die gesamten Schulden übernehmen. Aber sie verlangten dafür die völlige Leitung der Vereinigung. Wir haben nicht lange überlegt und das Anerbieten dankend abgelehnt. Aber was tun? Einer von den 18 war ein verbummelter Theologe, bitte, evangelischer Theologe! — es gab damals mehrere solcher weißer Raben unter uns — ein Pumpgenie. Es war wohl niemand in der F. W. V., der ihm nicht seinen Tribut hätte zollen müssen. Der kam auf den verblüffend einfachen Vorschlag (wie alles im Leben, hat sich auch dieses Ereignis später in der Vereinigung wiederholt), eine innere Anleihe aufzunehmen. Und so geschah's. Zweihundert Anteilscheine zu je 5 Mk. wurden geschrieben, und mit denen gingen wir unter den Mitgliedern und den alten Herren hausieren. Am Schlusse jeden Semesters sollte nach den vorhandenen Mitteln ausgelost werden. Wenn auch nicht alle, so haben wir doch ein gut Teil der Scheine untergebracht, es sind auch welche ausgelost worden, daß aber einer zurückbezahlt worden sei, ist mir nicht mehr

in der Erinnerung; die alten Scheine wurden immer wieder mit neuen bezahlt.

In den zwei Semestern meiner Kassenführung habe ich 18 Mk. (achtzehn Mark) für Repräsentationsunkosten ausgegeben, zumeist für Handschuhwäsche. Am Schlusse des Wintersemesters waren die Schulden bezahlt.

* * *

Um dieselbe Zeit etwa wars, daß wir Oehlke in den Ausschuß wählten. Den Vertreter der medizinischen Fakultät hatten wir ja immer, und den der juristischen hatten wir auch ein- oder zweimal erobert. In der philosophischen war jede Mühe umsonst. Es erschien uns aber als eine Kneiferei, nicht einmal einen Kandidaten aufzustellen. Es war allerdings böse, Geld durfte die Sache nicht kosten, Flugblätter konnten wir nicht drucken und verteilen lassen. Ich oder ein Anderer machte den Vorschlag, ganz heimlich vorzugehen, unsere Leute hinzuschicken, die Gegner aber nichts von irgend welcher Agitation merken zu lassen. Nun fehlte nur noch der Kandidat. Oehlke, der Einzige, der in Frage kam, wollte nicht. Ich erinnere mich genau, es war beim Frühschoppen, wir saßen am Fenster der Kneipe, und ich sagte zu ihm: „Nimms doch an, gewählt wirst Du ja doch nicht das ist ganz ausgeschlossen". Schließlich sagte Oehlke ja.

Das Unerwartete geschah. Mit 84 gegen 80 Stimmen wurde Oehlke gewählt. Der V. D. St. schäumte. — Auf diese Weise wurde Oehlke statt Gymnasialoberlehrer Chefredakteur der Breslauer Zeitung.

* * *

Im Jahre 1882 war es, da kneipten wir noch bei Rosche, allda, wo gegenwärtig das Kaiser Wilhelmdenkmal steht. Der Kampf gegen den V. D. St. war auf der Höhe. Kam Einer plötzlich auf die Kateridee, daß wir uns doch auf rein studentischem Gebiete mit unseren Gegnern vertragen könnten, daß unsere politischen Gegensätze ein Zusammentreffen auf gemütlicher Kneipe gar nicht zu hindern brauchten. Und so geschahs. Einmal war ein Teil der Unsrigen auf der Kneipe des V. D. St., und einmal erschien eine Anzahl V. D. St.er bei uns. Dieser letzteren Kneipe erinnere ich mich noch recht gut. Anfangs war es ganz gemütlich, aber als das Bier anfing, die Lippen zu lösen, da kam in die gegenseitigen Bierreden und Anulkungen ein Ton hinein, der es doch geraten sein ließ, fernerhin auf eine gemeinsame Kneipe lieber zu verzichten.

H. Sachs, [Zirkel]! A. H.

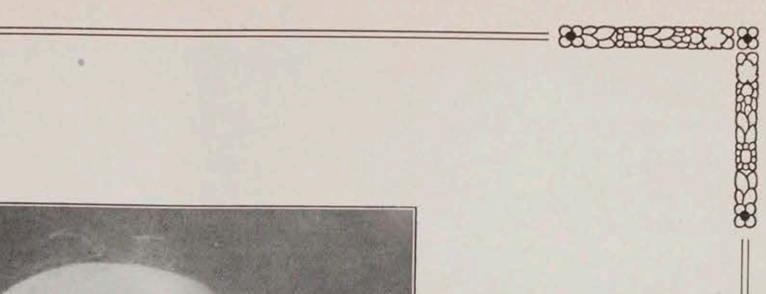
Der erste Abend.

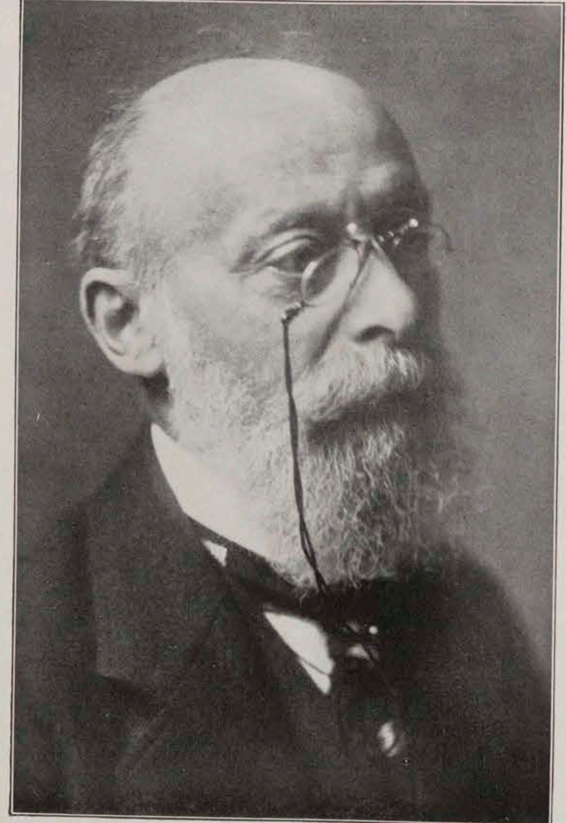
Es sind 52 Semester seit dem vergangen.

Am Schluß des vorangegangenen Wintersemesters 1884/85 hatte die F. W. V. heftige Krisen durchgemacht. Der siebzigste Geburtstag Bismarcks und die Debatten darüber, wie weit man sich an den Huldigungen für den Fürsten beteiligen solle, hatten die Studentenschaft und auch die F. W. V. gespalten. Noch mehr hatte das Duell Oehlke — Holzapfel weit über die nächsten studentischen Kreise hinaus die Oeffentlichkeit beschäftigt, und wir muli in der Provinz waren besonders erregt. Die F. W. V. mit ihrer heißblütigen Aktivität in den öffentlichen Angelegenheiten, mit ihrem scharfen Auftreten gegen scheinbar über alle Kritik erhabene Personen und Einrichtungen, mit der Kampflust ihrer Mitglieder, war in unser aller Munde, und sie galt als der Hort der Freiheit und eines unbeugsamen Draufgängertums.

Hans Schmieder, der jetzt Oberbürgermeister von Eisenach, aber noch immer ein Rauhbein ist, hatte mich, den jungen Breslauer Landsmann und Kompennäler, dringend aufgefordert, die F. W. V. aufzusuchen. Ich kam gegen Ende April nach Berlin, tat mit den Vorbereitungen zum Studium höchst geschäftig und vertiefte mich mit Inbrunst in die Anschläge des schwarzen Brettes. Damals war es, daß mich in der Vorhalle der Universität ein Herr mit schöner bunter Mütze ansprach und sich mir als Mitglied der Landmannschaft X. vorstellte. Er sprach sehr höflich mit mir und bat mich, einmal auf die Kneipe seiner Freunde zu kommen. Als ich ahnungsvoll und vorsorglich bemerkte, daß ich Jude sei, wurde er noch viel höflicher. Trotzdem schien es, als ob er es plötzlich sehr eilig hätte. Er sagte bald, ausgesucht höflich, Adieu und verschwand.

Ich ging dann zu einem Kneipabend der F. W. V. Noch heute empfinde ich das Gefühl der Angst, das damals auf mir lastete. Ich sollte mich in diese gefährliche Gesellschaft begeben, in die Mitte dieser Berserker, über denen allen nach den Vorgängen des letzten Semesters etwas wie Blutgeruch zu schweben schien? Ich krummer Fuchs glaubte wirklich, wenn ich nur einen kritischen Blick um mich täte oder mir den geringsten Verstoß gegen den Komment zu schulden kommen ließe, daß dann etwas entsetzliches geschehen würde, daß mich der Ausdruck tiefster Verachtung mit allen seinen bedenklichen Folgen treffen könnte. So kurz nach den Plagen des Abiturientenexamens schien mir nun eine noch schrecklichere Prüfung bevorzustehen.





Charlottenburg den 10. Mai 1911.
Der F.W.V. wünscht ungezählte Semester
studentischer Fröhlichkeit, aber auch ernster
Kampfeslust für freiheitliche Ideale
ihr A.H.: Franz v. Liszt

Es wurde nicht so schlimm. Das Kneiplokal selbst war allerdings im höchsten Grade unbehaglich. Der rückwärtige Raum eines sehr bescheidenen Restaurants Unter den Linden, lang, schmal, ohne Tageslicht und am Abend nicht grade festlich erleuchtet, mit grauer Decke und trüben Tapeten: das war das Heim der F. W. V. Blutgeruch spürte man nicht; aber es roch nach Zigarrenrauch und Rollmöpsen. Rauhe Gesellen saßen, tranken und eiferten an dem Kneiptisch: der in Ernst und Scherz heftig zufahrende Gehrke, der arme frühverstorbene Kurt Freudenberg, der damals noch die Genüsse und kommentmäßigen Probleme des Studentenlebens ebenso temperamentvoll ergriff wie späterhin ernste Probleme. Man sah aber auch harmlose Jünglingsgesichter, weniger zur Fehde mit den Waffen als zur Debatte und immer gern zum Widerspruch geneigt, wie das gewiß immer F. W. V.'er Art war und bleiben wird. Ich sehe noch das fröhliche Knabenantlitz George Gersons und die durchsichtig feinen Züge Hugo Stadthagens, die beide nun auch schon seit langem aus der Reihe der Lebenden verschwunden sind. Auch mein lieber späterer Leibbursch Lilienthal, der jetzt Fritz Stahl heißt, sah, obschon er ein bischen Krakehler war, mit einer mädchenhaften und unglaubwürdigen Fülle blonder Haare nich tdurchaus männermordend aus, und der verstorbene Lesser, mit seinem siechen Körper und seinen fiebernden Augen war wie ein Asket anzuschauen, der von allem Irdischen bereits zum rein Geistigen vorgerückt war. So fand ich neben den Soldaten der F. W. V. auch die fröhlichen Genießer und ebenso die Theoretiker und Philosophen.

An diesem Abend, da man sehr freundlich mit mir war, da man meine Unreife im Komment höchstes altburschenhaft belächelte, und niemand mir nach dem Leben trachtete, meldete ich mich zur Aufnahme.

In den nächsten Tagen machte ich viele Aufzeichnungen in meinem ersten Kollegheft. Es waren lauter F. W. V. er Zirkel.

Es sind 52 Semester seitdem vergangen . . .

Berlin, 9. Mai 1911

Fritz Engel, [Zirkel]! A. H. (X·X·XX)

Der F. W. V. zum dreißigsten Stiftungsfest.

Geburtstage sind Tage der Einkehr, Tage des Zurückschauens und des Entschlusses für die Zukunft. Nur dann ist ein Sinn in der Feier des Aelterwerdens, wenn aus ihm entspringt Klarheit Wahrheit und Handeln. Eine Generation ist dahingegangen seit der Gründung unserer F. W. V. Kräftiges Mannesalter hat sie erreicht, und wenn wir nun das Fest ihres dreißigjährigen Bestehens feiern, so wollen wir es nicht nur feiern mit lauten und freudigen und rühmenden Worten, sondern auch mit ernster Einkehr, wollen feiern mit Selbstbesinnen und mit Handeln.

Noch ein Drittes klingt in dem lauten Festesglanz und in der ernsten Einkehr: Das ist ein weicherer Augenblick des Gedenkens an manchen treuen Freund und lieben Gefährten, den der kühle Rasen deckt oder den das Leben hinausgeführt hat, fern und weit von uns. Und darin ist auch das Gedenken mancher unverlöschbaren Stunde, die die F. W. V. einem jeden geschenkt, einer Stunde, die herausragt aus dem Wust nutzloser und gleichgültiger Genossen, mochte es nun sein, daß über ihn im hitzigen Wortgefecht eine Erkenntnis kam und ein schaffender Gedanke, oder daß er den Freund bei Becherklang und Spiel fand, oder draußen am Abend fröhlicher Wanderfahrt. Oder — wie es mir widerfahren — daß sich in fremdem Land und jenseits des Ozeans zweie fanden: und trug einer das blaurotweiße Band und der andere den Ring mit dem blaurotweißen Siegel. Und sahen einander erstaunt und fragten erst vorsichtig und tastend und fanden sich zuletzt als Brüder eines Bundes.

Das sind Stunden, die einem jeden im Herzen eingegraben bleiben; Stunden, die kostbare Geschenke sind. Doch wie kostbare Geschenke werden auch sie selten hervorgeholt und bald wieder verschlossen, denn hart und rauh fließt das Leben und verlangt andere Einkehr als in die Tiefen des Gemüts, verlangt Rückschau und Vorblicken nicht in Stimmungen, sondern in Taten.

Rückschau! Dreißig Jahre sind dahingerauscht seit der Geburtsstunde der F. W. V. Stürmische Jahre zuerst und kampfesfrohe. Streit aus edlen Motiven, Streit für hohe Ziele. Und war der Kampf auch nicht ein stolzer Siegeszug, so war es doch ein wackeres Behaupten des Feldes, war es doch ein treuliches Bewahren der anvertrauten Ideale.

Der Kampf ruhte. Eine neue Periode kam, deren wir uns nicht mit reiner Freude erinnern können. Zwar brachte sie uns Ausbau und Entwickelung der Vereinigung nach innen, aber diese Entwicklung. die nicht mehr zusammengehalten war von gemeinsamen Zielen, trug einen verderblichen Keim in sich. Sie führte zu dem übel



Der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung
an der Universität Berlin wünsche ich
von Herzen, dass sie unter dem Schutze voller
akademischer Freiheit ein Mittelpunkt geistigen
Strebens sein und bleiben möge!

Berlin im Mai 1911

[illegible]

berüchtigten F. W. V.er Gedanken, der darin bestehen sollte, daß „jeder einen andern habe". Gedankenverschiedenheit ist kein Uebel, wenn trotz der Verschiedenheit der Meinungen eine Gleichrichtung der Grundtendenz besteht. Aber allmählich entschwand auch diese, mußte mit dem Aufhören des frisch-fröhlichen Kampfes entschwinden. Seien wir ehrlich! Wenn wir bei der heutigen Feier das persönliche Moment so sehr betonen, so geschieht es, weil wir nichts Sachliches in den letzten Jahren geleistet haben, dessen wir uns stolz und freudig erinnern könnten.

Wir haben die letzten Jahre gewirtschaftet wie verschwenderische Jünglinge, die ein reiches Erbe übel verwalten.

Kampfesjahre erst, dann Jahre des Hindämmerns, des Sichberauschens an vergangenen Leistungen, an Zielen und Idealen anderer, die vor uns waren, aber zugleich Jahre der Tatenlosigkeit, des Lavierens, des klugen Politisierens nach dem berühmten Rezept vom Pelzwaschen ohne ihn naß zu machen. Wir waren ja „die große F. W. V.", wir „hatten es nicht mehr nötig", wir konnten „nur etwas riskieren", wir wollten nicht „anstoßen". — Und waren doch gegründet, gerade um „anzustoßen", um das, was faul und morsch und unecht, was gehässig und unfrei war, an- und umzustoßen! Immer wieder klangen die Worte von den „alten Idealen", von den „hohen Zielen", von dem „Hochhalten alter Traditionen", aber die Taten fehlten. Wenn doch einmal etwas geschah, so geschah es mit halbem Herzen, geschah, um zu demonstrieren, „schließlich leben wir ja auch noch, zwar nur ein bischen, aber doch immerhin und selbstverständlich, die alten hohen Ziele halten wir immer noch hoch."

Die persönlichen Bande in der Vereinigung mußten sich lockern. Gruppen persönlicher Freundschaft entstanden nach wie vor, aber das Objektive, das die heterogenen Elemente früher zusammenhielt, versagte und der persönliche Zusammenhalt des Ganzen lockerte sich. Eine unselige Zwitterstellung entstand. Aus den Zeiten des Kampfes, da jeder, der mitarbeiten wollte, ein lieber Gefährte war, blieb die Neigung, allzu leichtherzig neue Mitglieder aufzunehmen; allzu leichtherzig für eine Korporation, deren Hauptaufgabe persönliche Erziehung und persönliche Freundschaft bildet. Das Unpersönliche, sachlich Gemeinsame aber, das diese verschieden gearteten Elemente wie früher zu einer festen Einheit hätte zusammenschweißen können, trat zurück und mußte immer mehr zurücktreten. Denn je verschiedenartiger der Nachwuchs wurde, desto weniger konnte er sich zu gemeinsamen Zielen aufraffen.

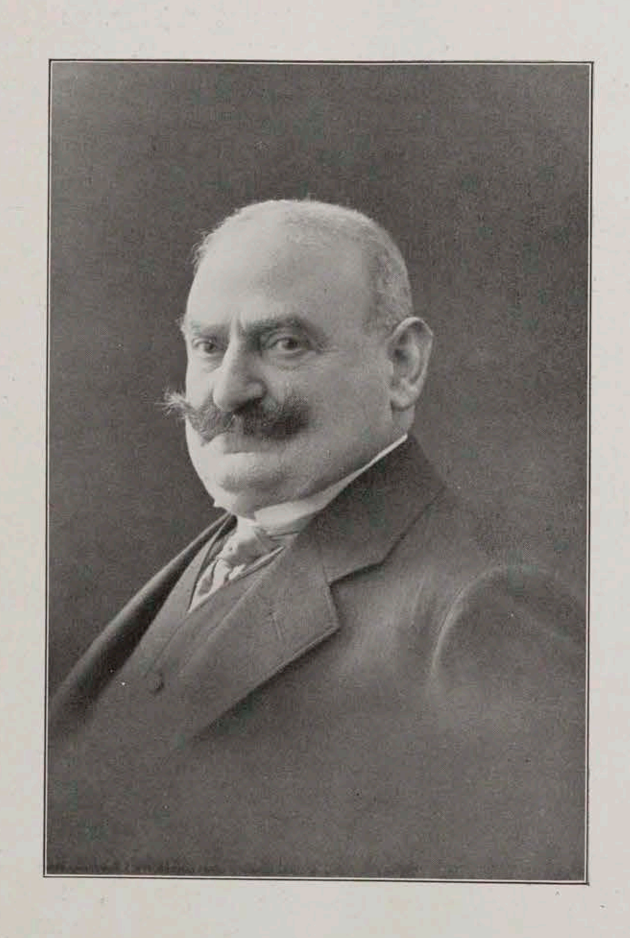
Es entstand weiter die unselige Periode, in der sich die Meinung breit macht: erst wollen wir eine große Aktivitas haben, dann wollen wir der staunenden Welt zeigen, was wir können. Statt sich auf den Standpunkt zu stellen: dreimal wollen wir aussuchen und aussieben, wen wir für würdig befinden, in unsre Reihen zu treten. Statt zu sagen: doppelt und dreifach wollen wir uns anstrengen, etwas Wackeres zu leisten, damit die Besten und Wertvollsten unter der akademischen Jugend sich darum mühen, in unsern Kreis aufgenommen zu werden.

Innerlich Unwahres gewann Raum in der Vereinigung, wie es bei der geschilderten Zwitterstellung ja unausbleiblich kommen mußte. Man kam aus dem Circulus vitiosus nicht heraus, in dem man sich drehte, wenn man die Leistung der Vereinigung von ihrer äußern Größe abhängig machte, während die äußere Zahl wiederum von der Leistung abhängt, ganz abgesehen davon, daß man doch um der Quantität nicht die Qualität vergessen darf. Alle möglichen Mäntelchen wurden der eigenen Untätigkeit umgehängt. Ging es doch soweit, daß F. W. Ver einer akademischen Korporation für die heutige Zeit jede sachliche Existenzberechtigung absprachen. Die geistigen Interessen seien von der Finkenschaft übernommen, besonders persönliche Beziehungen gestatte die Großstadt nicht; bliebe der Vereinigung also nur eine Art klubmäßiger Organisation übrig.

Das waren schon Vorschläge, die direkt zur Selbstvernichtung führten. Ich aber glaube, daß heute mehr denn je eine studentische Vereinigung nötig ist, die geistige und kulturelle Ziele mit korporationsmäßiger Organisation verbindet. Eine akademische Gruppe, die bei der heutigen Zersplitterung diese Ziele pflegt und durch ein enges persönliches Band ihre Mitglieder zusammenschweißt, die ist ein scharfes und festgefügtes Werkzeug des Fortschritts, ist eine berufene Führerin für viele Aehnlichgerichtete. Es hatte guten Grund, daß ich im Prolog eines vergangenen Stiftungsfestes mahnte:

„. . . . Und nun ans Werk, solang Begeisterung heiß
Die Herzen uns läßt stolzer, kühner schlagen!
Wir wollen unser Banner blau-rot-weiß
Hinaus in alle deutschen Lande tragen.
Hinaus es tragen, treu und unverwandt
Um unser Ideal uns mühen, ringen —
Viel junge Herzen gibt's im weiten Land,
Die hörten leis der Freiheit Lied erklingen,
Viel junge Herzen, die da heimlich glühn —
Die Glut, die schürt zu hellen, hohen Flammen
Und unsre Jugend, hochgesinnt und kühn,
Zu einer Streiterschar schweißt sie zusammen. —"

Meine Mahnung war damals nutzlos verklungen, aber es war auch keiner gekommen, der beweisen



Liebe F. W. V.!

Schier 30 Jahre bist Du alt, hast manchen Sturm erlebt, und ich soll Dir zum Geburtstage etwas recht Geistreiches schreiben. Wenn ich nur wüsste, wie man das macht! Indessen: Goethe hilft mir aus der Verlegenheit. Ich wünsche, dass die F. W. V. das folgende, nur wenig veränderte Wort des grossen Wolfgang zur Richtschnur nehmen möge, dann wird sie ewig jung bleiben: Zum Wiegenfeste Glück und Heil,

Auf alte Wunden neue Salben,
Auf groben Klotz nen groben Keil,
Auf einen Schelmen anderthalben.

In Treuen Rawitz.

konnte: Du zeigst uns falsche Bahnen. Und darum besteht sie auch heute noch. Darum besteht auch heute noch die höchste Aufgabe der F. W. V. darin, das, was sie als ihre Ideale betrachtet:

Freiheit der inneren und äußeren Entwicklung, Bekämpfung von Einseitigkeit und Sonderinteressen, von Gehässigkeit und Intoleranz, die den Zusammenhang aller geistigen Disziplinen und aller Glieder unseres Vaterlands zerstören und vergessen lassen — all diese Gedanken und Ideale hinauszutragen und unablässig und ohne Rücksicht auf Erfolg oder Nichterfolg für sie zu kämpfen.

Expansionspolitik! Ideale und Tendenzen pflegt man nicht im verschwiegenen Kämmerlein, sondern draußen auf freier Wahlstatt. Ideale und Tendenzen sind nicht wie Wein, daß sie besser werden vom langen, geruhigen Liegen. Ideale und Tendenzen sind wie Saatkorn, das hinausgetragen sein will auf das schollige Feld. Ideale und Tendenzen sind wie junge Hengste, die sich tummeln wollen auf der breiten Heide.

Wir wollen gerecht sein! Auch die Aelteren, die Altehherrenschaft als Ganzes, tragen mit wenigen Ausnahmen Mitschuld an der nicht bedingungslos erfreulichen Entwicklung der letzten Zeit. Wie wertvoll wäre es gewesen, wenn die Aelteren unter uns die Jüngeren mehr in ihr Haus gezogen, sie menschlich, wissenschaftlich, gesellschaftlich gefördert und ihnen in ihrer Entwicklung geholfen hätten. Nur ganz wenige haben das getan; höchstens berufliche Forderung wurde geboten. Da ist es kein Wunder, daß die Jüngeren mehr von den „alten Idealen“ sprachen, als nach ihnen handelten. Man wendet mir ein: die Großstadt und das Berufsleben hindern den engeren Verkehr von jüngeren und älteren F. W. Vern. Ach, sie hinderte ihn bei andern Leuten nicht so sehr, und wo ein Wille war, hat sich immer noch ein Weg gefunden! Nein, eines fehlt der Mehrzahl unsrer Alten Herren: das Bewußtsein, daß die Altehherrenschaft nicht nur eine Würde, sondern auch eine Bürde ist, daß sie nicht nur eine Anerkennung vergangener Leistung, sondern auch eine neugeartete Verpflichtung für die Zukunft enthält.

So fehlte es den Jüngeren oft an der klugen Leitung und nicht ganz trifft sie die Schuld, wenn sie leichtherzig mit den überkommenen Gütern wirtschafteten und es dahin brachten, daß ihr Kredit im akademischen Leben kleiner ist, als ihrem Erbe entspricht, daß sie mehr redeten als taten.

Manches harte Wort mußte ich wohl aussprechen, das nicht lieblich klingen mag zu Festesglanz und Tafelreden. Aber Selbstkritik ist ein Saatkorn für die Zukunft. Und noch haben wir Leben in uns, soviel heißes, freudiges Leben, daß wir wohl daran tun, unsrer Zukunft einen gesunden Grund zu legen.

Vergangene Fehler und Schwächen wollen wir erkennen, verstehen, um sie zu vermeiden, aber nicht uns darum grämen. Liegt denn nicht in all dem Unwillkommenen auch manch guter Kern? Wenn unsre Jungen die alten Ideale und Ziele feiern und sich daran berauschten, daß sie darüber des Tuns vergaßen, liegt nicht darin doch die Erkenntnis, daß auch sie das für hoch und rühmenswert halten, um was frühere Generationen gekämpft? Und ist es hoch und rühmenswert, so ist es auch ein Ziel, und wo ein Ziel und ein Preis, da kommt auch früher oder später das Erwachen und das Ringen.

Das Leben einer Korporation ist wie das eines Menschen: wem verliefen seine Jünglingsjahre nicht so, daß Sturm- und Kampfesjahre wechselten mit träumerischen und untätigen. Der Sommer der F. W. V. ist nun gekommen, ihre hohe Zeit. Bereit liegt das Feld und harrt der Arbeit. So groß und weit ist die Welt und viele Ziele gibt's, hohe und wertvolle, und Arbeit gibt's, Arbeit ohne Ende! Greift nur zu, wollt, stürzt Euch hinein in den Strom des Lebens! Wie werden Eure Kräfte wachsen, wenn Ihr Euch einsetzt das zu erringen, was Euch hoch und wertvoll erscheint!

Wie wird freudiger Stolz über Euch kommen, wenn Ihr seht, daß Eure Mühe nicht spurlos dahingeht, wie wird alle persönliche Disharmonie schwinden um des Zieles und der Sache willen.

Kein höheres Glück gibt es, keine stolzere Freude als Kampfesglück, als Kampfesfreude. Selbstachtung braucht der Einzelne zum Leben wie eine Gesamtheit. Aber nur dem wird sie, nur dem wird die Erlösung, der immer strebend sich bemüht.

Für die Sache der F. W. V. tretet Ihr ein; aber wißt: der Preis und der Sieg wird Euer persönlichster Gewinn sein.

Eines sollt Ihr wissen: wer in eine Gemeinschaft eintritt, der tut es nicht um zu ernten, nicht um zu empfangen, der tut es, um zu arbeiten, um zu schaffen.

Wie ein Ackerland ist die F. W. V.: was Ihr hineingelegt, werdet Ihr huntertfach ernten. Aber ohne Saat und ohne Mühe werden Euch keine Früchte reifen.

Und noch etwas sollt Ihr Jüngeren wissen: Ein glückliches Schicksal hat Euch die Möglichkeit gegeben, Euch heranzubilden, Euch vorzubereiten und zu entwickeln, zunächst ohne unmittelbare Sorge um des Lebens Notdurft. Eure unerläßliche Pflicht ist es darum, diese Zeit zu nutzen, Euch zu kümmern nicht nur um des Lebens engste Notwendigkeit, sondern um alle höheren und edleren Güter, um alle über die Einzelinteressen hinausgehenden großen Zusammenhänge zwischen den

einzelnen Gliedern unseres Volkes und unserer Kultur. Hat Euch der Zufall der Geburt eine Vorbildung fürs Leben gewährt, die er Tausenden und Tausenden von Volksgenossen versagte, so wißt, daß Ihr damit nicht nur ein Vorrecht, sondern auch eine große schwere Pflicht bekommen habt. Dieser Ueberzeugung soll und will Euch die F. W. V. erziehen. Sie ist der Boden, auf dem Ihr Euch heranschulen sollt für Eure höheren Pflichten.

Sie ist auch der feste Rückhalt, wenn Euch die Erfüllung Eurer Pflichten schwer wird: wenn Ihr Aelteren seht, wie das blau-rot-weiße Banner fröhlich flattert in den Händen junger Mannschaft, so sollt Ihr es als Stütze und Hilfe empfinden, daß immer neue Streiter bereitstehen, die alten Reihen zu füllen, daß der alte Gedanke lebt.

Wissen sollt Ihr, die Ihr zur F. W. V. geht, daß Taten mehr sind als Worte, daß Tun auch mehr ist als Erfolg oder Nichterfolg.

Nicht das seid Ihr, was Ihr ererbt habt, sondern das was Ihr leistet, das, warum Ihr Euch müht.

Einkehr haben wir gehalten bei uns selber am heutigen Geburtsfeste der F. W. V.: möge es zugleich ein Fest der Wiedergeburt sein und ein ewiger Jungborn.

Jünglingsjahre sind bis jetzt gewesen. Sturmfrohe und träge. Von heute tritt die F. W. V. in ihre Mannesjahre.

Mögen es Jahre der Arbeit sein.

Dr. Wilhelm Kochmann, ! A. H.

Paul Pochhammer.

Wir haben in früheren Semestern den „Dante-Mann“ — so pflegte er sich selbst zu nennen — häufig in der Vgg. gesehen; und von allen unseren Vortragsgrößen ist mir niemand in lieberer Erinnerung geblieben als er. Was er uns bot, war nicht immer neu; ob er wissenschaftliche Vorträge hielt, ob er an der Commerstafel sprach, seine Gedanken kreisten stets um das eine Centrum, die Divina Commedia, deren meisterhafte Uebersetzung sein Lebenswerk darstellt. Aber stets fortreißend war die jugendlich frische Begeisterung, die der alte Mann für seinen Gegenstand empfand. Das Verständnis für die dichterische Persönlichkeit Dantes und für das rein Poetische in der Divina Commedia zu wecken, sie von der üblichen antiquarisch-historischen Betrachtung zu befreien, das war das Ziel, für das er mit nie ermüdendem Enthusiasmus kämpfte. Goethe, von dem er ebenfalls häufig sprach, galt ihm als der einzige rechte Nachfolger Dantes. —

Seit Jahren habe ich den alten Herren nicht mehr gesehen. Der Vgg. ist er lange fern geblieben; und daran bin ich selber schuld. Wie ich zu meiner Ueberraschung vor einiger Zeit aus den MB. MB. erfuhr, hat Pochhammer einen Vortrag über den Zauberer Virgil, den ich vor Jahren einmal in unserem Kreise gehalten habe, als eine Art Kriegserklärung angesehen und sich deshalb verstimmt zurückgezogen. Als ich diese gänzlich harmlose Plauderei über mittelalterliche Sagen niederschrieb, lag mir jeder Gedanke an eine Polemik gegen den verehrten Mann fern; aber Pochhammer, der den Vortrag übrigens nicht gehört hat, sah offenbar schon in der bloßen Tatsache, daß in der F. W. V. jemand den modrigen Fabelspuk erwähnen, den alten Virgil vom nicht-dantischen Standpunkt aus betrachten durfte, ein Zeichen von Abtrünnigkeit der Vgg.

Erst vor wenigen Semestern hat er sich in der Vgg. wieder blicken lassen. Ob er mir meine Sünde verziehen hat, weiß ich nicht; aber wie dem auch sei, jedenfalls freue ich mich, daß es der F. W. V. gelungen ist, den alten Freund aufs neue zu gewinnen; und ich möchte hoffen, daß er ihr nun dauernd erhalten bleibt.

Richard Georg Salomon, ! A. H.

Zum dreißigsten Stiftungsfest.

Eine besonders lebensvolle Erinnerung, einen starken Eindruck, aus ihrer F. W. V.-Zeit sollen die, die es aus Liebe und Interesse zu unserer F. W. V. mögen, in der Jubiläumsnummer auf Bitten der rührigen Redaktion wiedergeben. Das wird für manchen so leicht nicht sein, aus dem Gefühl heraus, daß ein persönliches Moment eben hauptsächlich oder allein ihn selbst, nicht aber die Gesamtheit fesseln wird. Mag es nun die erste Mensur, die ersten Lesehallenwahlen, die erste Generalversammlung (der alten Zeit), der Schweningerabend, der Virchowkommers . . . gewesen sein.

Der Begebenheiten viele sind es, die unsere fröh-

liche und ernste F. W. V.er Zeit wohl den meisten brachte — neben denen, die farbenvoll noch im Auge und im Gedächtnis haften, auch viele, die schon verwischt sind. Drum soll hier lieber nicht einer doch immerhin vergänglichen Erinnerung ein Gedenkstein gesetzt werden — etwas anderes möchte ich betonen, was ich aus den Zeiten der Aktivitas mitgenommen habe: das Zusammengehörigkeitsgefühl, wenn ich, beruflich oder gesellschaftlich, unvermutet einem jungen oder alten F. W. V.er begegne, das Bewußtsein, eine Zeitlang mit einem sonst Fremden die gleiche Begeisterung (begeistert waren wir alle mal) geteilt zu haben. Ich habe dies Gefühl immer bei mir selbst, auch bei den anderen gefunden. Und das erscheint mir das Wesentlichste, das die F. W. V. wohl noch vielen neben mir gebracht hat — ich freue mich, das heute einmal zum Ausdruck bringen zu dürfen, wenn es auch dem geäußerten Wunsche der R. K. nicht ganz entspricht.

Berlin, Mai 1911.

Artur Wolff, F! (X)

Inhalt.

Die Redaktions-Kommission. I. A.: Referendar Dr. Hans Buka, W. 57, Kurfürstenstr. 27
Druck von J. S. Preuß, Kgl. Hofbuchdr., Berlin S. 14, Dresdenerstr. 43.